

Spielregeln der Vertrautheit

Über die Würde der Verschiedenheit

Ich war zwei Tage in Berlin. Ich fuhr mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Bei Temperaturen zwischen dreißig und vierzig Grad war das durchaus herausfordernd. Auf einem Bahnsteig widersprachen sich die Informationen am Gleis und im Zug. Ich stand da, ratlos, verschwitzt, etwas zu sehr auf die eigene Orientierung angewiesen. Da unterbrach eine junge Frau ihr Telefongespräch, das sie in einer mir fremden Sprache führte, und half mir freundlich weiter.

Solche Augenblicke mag ich. Nicht, weil sie groß wären. Eher, weil sie klein genug sind, um wahr zu sein. Ein Mensch erscheint. Nicht als Herkunft, nicht als Problem, nicht als Gruppe, sondern als jemand, der gerade merkt: Da braucht einer Hilfe.

Im Wedding hörte ich hauptsächlich Englisch. Selbst beim Abendessen saß neben mir eine zweisprachige Familie, die Mutter aus England. Bei uns wohnt gerade für einige Wochen eine junge Frau aus Uganda. Es macht Spaß, mit ihr in drei Sprachen zu reden – meist Deutsch, manchmal Englisch, selten Suaheli. Da kann ich nur einige Brocken. Aber ein gelegentliches „Habari gani?“ oder „Kwaheri“ lockert doch ein bisschen auf.

Mir machen fremde Sprachen Spaß. Nicht, weil fremde Kulturen einfach exotisch und romantisch wären. Das sind sie nicht. Sie sind erst einmal anstrengend. Man versteht die Regeln nicht. Man hört Zwischentöne nicht. Man tritt in Fettnäpfchen, die man nicht einmal gesehen hat. Es ist ein wenig wie bei einem Gesellschaftsspiel, dessen Anleitung fehlt: Wer neu dazukommt, muss erst herausfinden, was hier eigentlich gilt.

Als wir eine ukrainische Familie aufgenommen haben, war es ähnlich. Zuerst musste ich die Regeln des Zusammenlebens erforschen. Was ist höflich? Was ist zu direkt? Wann braucht jemand Nähe? Wann braucht jemand Rückzug? Was bedeutet Dankbarkeit? Was bedeutet Scham? Was bedeutet Hilfe, ohne dass sie demütigt? Am Anfang ist das mühsam. Dann beginnt es, Spaß zu machen.

Vielleicht macht es auch deswegen Spaß, weil es Gegner in diesem Spiel gibt. Menschen, die nicht mitspielen wollen. Unverständige. Spiel-Außenseiter. Wenn jemand sagt: „Den Ukrainern wird doch alles hinten reingeschoben“, dann kann ich sagen: „Це не гарно. Ми йдемо.“ Das ist nicht schön. Wir gehen. Dann kann man einfach weggehen und denken: Die haben es noch nicht kapiert. Die kennen dieses wunderbare Spiel noch nicht.

Das hilft mir. Denn normalerweise neige ich dazu, mich aufzuregen. Hier muss ich es nicht. Ich kann aussteigen. Ich kann den Raum verlassen. Ich muss nicht jede Dummheit adeln, indem ich ihr eine Debatte schenke.

Nicht ganz so leicht ist es, wenn die lieben Nachbarn nichts mit „Schwatten“ zu tun haben wollen. Wenn schwarzen Menschen mangelnde Moralität oder wenigstens eine prinzipielle kulturelle Unverträglichkeit unterstellt wird. Wenn eine alte Frau, die in ihrem Haus wohnen bleiben möchte, dringend Hilfe sucht und sich zunächst auf eine junge Frau freut, die bei ihr einziehen und sie unterstützen könnte. Und dann erfährt sie: Diese junge Frau ist schwarz. Um Gottes willen – nein. Bloß das nicht. Lieber richtet sie sich in ihrem Unglück ein.

Dann ist es kein Spiel mehr. Dann ist es einfach nur schade.

Schade, weil ein Mensch nicht erscheinen darf. Schade, weil aus einer möglichen Helferin wieder eine Gruppe gemacht wird. Schade, weil Angst stärker ist als Neugier. Schade, weil das eigene Leben kleiner bleibt, als es sein müsste.

Nicht jeder hat das Glück, dass ihm beim Anblick eines kleinen Kindes das Herz aufgeht. Dass er helfen will. Und dann merkt: An diesem Kind hängt eine ganze Familie aus einem anderen Kulturkreis. Nicht als Idee, nicht als Problem, nicht als Migrationsstatistik, sondern mit Schuhen im Flur, Töpfen in der Küche, Handtüchern im Bad, Sorgen am Abend, Lachen am Tisch.

Nach Jahrzehnten bürgerlich geordneter Halbdistanz kann einem plötzlich vorbehaltlose Zuneigung begegnen. Das ist gefährlich. Schlimmer als Alkohol oder Zucker. Es wirkt wie eine Droge. Man will mehr davon. Mehr Nähe. Mehr Gespräch. Mehr gegenseitiges Verstehen. Die alten grundsätzlichen Vorbehalte gegen Fremde verblassen. Man lädt eine schwarze Frau zum Schwatz ein und merkt: Da sitzt nicht „die Fremde“. Da sitzt jemand.

Natürlich bleibt es anstrengend. Die Spielregeln erschließen sich nicht von selbst. Manchmal verschieben sie sogar die eigenen Grenzen des Möglichen. Nähe ist nicht nur Bereicherung. Nähe kostet Kraft. Sie kann das Eigene gefährden. Sie kann Routinen sprengen. Sie kann das Haus, die Sprache, den Tagesrhythmus, die Selbstverständlichkeiten verändern. Wer Pluralität wirklich zulässt, bekommt sie nicht als dekorative Vielfalt auf dem Buffet. Er bekommt sie am Küchentisch.

Ich gestehe, dass ich ab und zu Ausschnitte aus der Trevor Noah Show ansehe. Nach dem Gewinn der Fußball-WM 2018 gratulierte er sinngemäß Afrika zum Sieg Frankreichs. Der französische Botschafter widersprach ihm: Es handle sich um echte Franzosen. Trevor Noah fragte daraufhin, warum man das so exklusiv verstehen müsse. In den USA könne man St. Patrick's Day feiern, an einer Puerto-Rico-Parade teilnehmen, seine Community feiern, sich als African American verstehen und trotzdem amerikanischer Patriot sein. Warum sollte das in Frankreich, warum sollte das in Europa nicht möglich sein?

Diese Frage lässt mich nicht los. Warum meinen wir so oft, Zugehörigkeit müsse eindeutig sein? Warum darf einer nicht Franzose und Kind afrikanischer Geschichten sein? Warum darf eine junge Frau nicht Uganderin, Katholikin, Deutschlernende, Pflegekraft, eigenwillige Esserin, stolze Frau und zugleich Teil unseres Alltags sein? Warum muss ein Mensch auf eine einzige Zugehörigkeit verkleinert werden?

Denn ganz harmonisch ist das alles nicht. Das sogenannte russische oder ukrainische Lüften – Fenster nur auf Kipp, dafür dauernd – bekomme ich aus manchen Menschen nicht heraus. Die junge Frau aus Uganda hat eine sehr eigene Art des Katholischen, eine sehr ausgewählte Nahrungsaufnahme und ein Verhältnis zu Männern, das ich nicht einfach verstehe. Vieles daran ist nicht unsympathisch. Aber es ist auch nicht vollständig harmonisierbar.

Vielleicht liegt genau darin die Wahrheit. Die Vorstellung, dass „wir“ alle gleich seien, ist eine Illusion. Menschenwürde besteht nicht darin, dass alle Unterschiede verschwinden. Sie besteht darin, dass ein Mensch mit seinen Unterschieden erscheinen darf, ohne auf sie festgenagelt zu werden.

Bin ich als Kind des Ruhrgebiets hier im Sauerland nicht auch ein Fremder geblieben? Nicht feindlich fremd. Aber doch nicht vollständig lesbar. Ich bringe eine andere Direktheit mit, andere Bilder, andere Erfahrungen, andere Wörter. Gerade hier, auf dem Dorf, kann man lernen, dass Fremdsein kein Ausnahmezustand ist. Es gehört zur menschlichen Wirklichkeit. Schon die vom

Nachbarort sind „die Andern“. Sie werden mit liebevollen Schimpfwörtern belegt. Und natürlich waren „die“ schon immer so.

Das kann eng werden. Es kann aber auch heilsam sein. Denn es erinnert daran, dass Welt nicht aus Gleichheit entsteht, sondern zwischen Verschiedenen. Zwischen Menschen, die nicht ineinander aufgehen. Zwischen denen, die miteinander reden, einander helfen, einander missverstehen, einander aushalten und manchmal sogar lieb gewinnen.

Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zerstören diesen Zwischenraum. Sie behaupten zu wissen, wer jemand ist, bevor er sprechen kann. Sie machen aus einem Gesicht eine Kategorie, aus einer Biografie einen Verdacht, aus einer möglichen Begegnung eine Gefahr. Sie verhindern das Erscheinen des Menschen.

Und vielleicht ist genau das der Kern: Nicht die Fremdheit ist das Problem. Das Problem ist die Weigerung, dem Fremden einen Anfang zu erlauben.

Der Mensch, der mir auf dem Berliner Bahnsteig hilft, beginnt in diesem Moment etwas. Die ukrainische Familie, die unser Haus durcheinanderbringt, beginnt etwas. Die junge Frau aus Uganda, die mit uns Deutsch, Englisch und ein wenig Suaheli mischt, beginnt etwas. Sogar die alte Frau, die Angst vor der schwarzen Helferin hat, könnte noch etwas beginnen – wenn sie sich nicht in ihrer Angst einrichtet.

Nur ein gefährliches, am Ende faschistisches „Wir“ verlangt völlige Gleichheit. Ein solches Wir will keine Menschen, sondern Passung. Es duldet keine Reste, keine Eigensinnigkeiten, keine fremden Wörter, keine anderen Gebete, keine anderen Essgewohnheiten, keine Geschichten, die nicht in die eigene Ordnung passen.

Ein menschliches Wir ist anders. Es ist löchriger. Unordentlicher. Wärmer. Es braucht Übersetzung. Es braucht Geduld. Es braucht Humor. Es braucht manchmal den Satz: „Das verstehe ich nicht. Erklär es mir.“ Und manchmal braucht es auch den Satz: „Das ist nicht schön. Wir gehen.“

Vielleicht besteht die Würde der Verschiedenheit gerade darin, dass das letzte Türchen zu bleibt. Auch in der Liebe, auch in der Freundschaft, auch im Zusammenleben. Vertrautheit bedeutet nicht, dass ich den anderen vollständig verstehe, vollständig erkläre oder vollständig an mich anpasse. Sie bedeutet eher, dass ich mit ihm leben kann, ohne ihn ganz besitzen zu müssen. Dass ich seine Eigenheit nicht als Vorwurf empfinde. Dass ich nicht jede Differenz auflösen muss, damit Nähe möglich wird.

Vollkommene Anpassung ist keine Liebesidee. Sie gehört eher in die Nähe jener gefährlichen Wir-Bilder, die nur dulden, was gleich geworden ist, das gleiche Leid erfährt. Freie Beziehungen bleiben ergebnisoffen. Sie lassen Verletzungen, Schwächen, Asymmetrien und Reste stehen. Und gerade daraus kann Welt entstehen: nicht aus der Verschmelzung, sondern aus dem Zwischenraum von Menschen, die verschieden bleiben und sich dennoch etwas zutrauen.

Vielleicht beginnt dann eine neue politische Kultur auch nicht mit großen Programmen, sondern mit dieser kleinen Übung: Menschen nicht vorschnell zu sortieren. Fremdheit nicht sofort als Störung zu deuten. Die Regeln des Zusammenlebens nicht als Besitzstand zu verteidigen, sondern als gemeinsames Spiel zu begreifen, in das immer wieder neue Mitspieler eintreten.

Dann bleibt Fremdheit anstrengend. Aber sie wird nicht mehr bedrohlich. Sie wird zum Raum, in dem Welt entsteht.